Nro. 166.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 12. Juli, 1811.

„Aus hoffnungslosem Liebesschmerz
Erkohr ich dies Gewand.
Schon hatt' in Klostereinsamkeit
Mein Leben und mein Herzeleid
Ein hoher Schwur verbannt."

Bürger.

Der Graf Ulrich von Buchhorn und seine Gemahlinn Wendelgard.

Unter den neuen Erwerbungen Württembergs zeichnen sich vorzüglich die Gegenden am Bodensee durch mannigfaltiges Interesse aus, und mit Recht freut sich der Württemberger, die Gränzen seines Vaterlandes bis an die Ufer desselben ausgedehnt zu sehen.

Sowol der Verehrer der Natur, als der Freund der Geschichte und des Alterthums findet hier seine reichliche Nahrung. Welch ein Anblick über das prächtige Halbmeer hin auf das gegenüberliegende Hirtenland, und die ewig beschneiten Zinnen! welche Erinnerungen von Bodmers altköniglichem Sitze bis an das ehrwürdige Bregenz hinauf, und von da wieder hinab bis in die Nähe des merkwürdigen Kolossen von Hohentwiel, dem alten allemannischen Herzogs-Sitze!

Und diesen klassischen Boden hat man auf mehrern Punkten des württembergischen Gebiets vor Augen, vorzüglich schön auf dem königlichen Schlosse zu Hofen.

Nicht weit von diesem Hofen, ebenfalls an den Ufern des Sees, liegt das nun auch württembergische Städtchen Buchhorn, einst der Sitz eines merkwürdigen Geschlechtes, der Grafen von Buchhorn. *)

Eine Gräfinn Bertha von Buchhorn hat sich in der Mitte des eilften Jahrhunderts durch die Stiftung des nun in einen königlichen Pallast verwandelten Klosters Hofen berühmt gemacht: aber schon ihre Vorfahren hatten sich ruhmwürdig ausgezeichnet, und mit Liebe verweilt der Freund des Alterthums bey ihrer Geschichte.

Aus Karls des Großen Familie entsprossen, mit wichtigen Aemtern bekleidet und durch eigene Besitzungen mächtig, verdienen sie auch allerdings unsre Aufmerksamkeit. *)

---

*) Es ist merkwürdig, wie Württemberg nach und nach die Sitze der bedeutendsten Häuser von Deutschland in sich vereinigte. Nicht nur sind es diese Grafen von Buchhorn, oder aus ältern Zeiten die Grafen von Urach, Calw, Vayhingen 2c., die Pfalzgrafen von Tübingen und andere berühmte Geschlechter, welche zu dieser Beobachtung führen, sondern es sind selbst die Stamm-Sitze der angesehensten Fürsten-, Königs- und Kaiserhäuser, welche Württemberg jetzt umfaßt.

Es ist bekannt, daß Hohenstaufen schon seit dem Erlöschen des berühmten Geschlechtes ein Eigenthum Württembergs, daß Hohenzoller das Stammhaus der Könige von Preussen, ganz davon eingeschlossen, daß Teck damit vereinigt ist: aber nicht so bekannt ist, daß auch die Stamm-Sitze der Welfen und Zähringer, dieser zwey berühmten Familien, in Württemberg zu suchen sind, daß Altorf die Heimath der Welfen, oder daß unser Lyntberg (Limpurg) bey dem Städtchen Weilheim die Wiege der Zähringer, und — wenn wir einer alten Nachricht trauen dürfen. — selbst der Geburtsort Rudolphs von Habsburg, des Stifters des österreichischen Kaiserhauses ist.

*) Ulrich I, der Stifter des Hauses, war ein Bruder der Hildegard, der Gemahlinn Karls des Großen. Er regierte um das Jahr 780. — Mit der Grafschaft über den Argengau vereinigten seine Nachkommen auch noch die Grafschaft Linzgau; beyde waren auf dem deutschen Ufer des Sees gelegen. — Die eigenthümlichen Besitzungen des Hauses zogen sich nicht nur um den Stamm-Sitz Buch-

Unter den Nachkommen dieses Geschlechtes that sich besonders Ulrich V hervor, welcher vorzugsweise den Beynamen des Buchhorners führte.

Seine Gemahlinn war Wendelgard — wenn wir den Nachrichten glauben dürfen, — eine Enkelinn K. Heinrichs I, eine schöne wohlgestaltete Dame.

Ein tapferer Ritter seiner Zeit kämpfte Ulrich muthig gegen jeden Feind seines Vaterlandes, aber eine unglückliche Stunde überlieferte ihn den Händen seiner Feinde.

Die ungarischen Schaaren, zu seiner Zeit die Landplage Deutschlands, verheerten in wiederholten Einfällen unser schönes Vaterland weit und breit, und forderten jeden deutschen Arm zur Vertheidigung auf. Auch Ulrich hatte sich gegen dieselbe gewaffnet, und manchen blutigen Kampf mit ihnen bestanden. Ein neuer Ueberfall rief ihn im Jahre 916 aufs neue zu den Waffen, und kühner als je stellte er sich mit den Seinigen den einbrechenden Haufen entgegen. Drey Jahre vorher hatte er sie in Verbindung mit den k. Kammerboten Erchinger und Berthold am Inn aufs Haupt geschlagen; diesmal sollte es ihnen nicht besser ergehen: aber das Glück verließ ihn, er ward überwältigt und gefangen.

Ohne daß man von seinem Schicksale etwas wußte, wurde er von den Feinden fortgeschleppt; die Seinigen hielten ihn für todt, und trostlos beweinte ihn seine Gattinn in ihrem Schlosse zu Buchhorn.

Ihre Freunde suchten sie, jeder nach seiner Art, zu trösten; der fromme Bischof Salomo III von Costanz aber rieth ihr, in der Einsamkeit ihrem Kummer sich zu überlassen, und das Schloß mit der Celle zu vertauschen. Dagegen sprachen die Andern; sie fanden die Reize der jungen Gräfinn noch zu etwas Besserem bestimmt, als in Kloster-Mauern zu verwelken, und bald stellte sich eine Reihe von Freyern ein, die sie für eine andere Wahl zu bestimmen suchten. Aber keiner fand Gehör; standhaft wurden sie alle abgewiesen, und Wendelgard folgte dem Rathe des alten Bischofs, und wählte die einsame Celle der heil. Wiborada bey St. Gallen zu ihrem künftigen Aufenthalte.

Hier vertrauerte sie ihre Tage in stiller Abgeschiedenheit, und die Erinnerung an den verlornen Gemahl war ihre einzige Freude.

Als sie nun einmal, es war im Jahre 919, nach ihrer Gewohnheit wieder in das Städtchen herüber kam, um unter ihren guten Buchhornern mit Gebet und Almosen den wiederkehrenden Gedächtnißtag ihres Gatten zu feyern, und eben im Begriffe war, ihre milde Gaben auszuspenden, da mischte sich unversehens ein armselig gekleideter und mühsam sich hinschleppender Fremdling unter den Haufen der umstehenden Armen, und bat auch um ein Almosen, vornämlich um ein Kleid. Willig that die gute Frau ihre milde Hand auf, und gern gab sie ihm, was er gewünscht hatte. Aber nicht zufrieden damit, zog er die Geberinn selber noch zu sich hin, und erfrechte sich, sie in seine Arme zu schließen.

Das züchtige Weib stand erstaunt und schamroth da, und ihre Diener schickten sich an, die Beleidigung des Unverschämten mit gerüsteten Händen zu rächen. Jetzt wirft der Bettler schnell die Haare zurück, die er in das Gesicht hereingezogen hatte, nimmt seine natürliche Stellung und Stimme an, und begrüßt freundlich und bewegt die verlegene Gräfinn. Sie erkennt ihn; es ist Ulrich, ihr Gemahl; sie fällt ihm in die Arme und Rührung und Entzücken ergreift alle Umstehenden. Ulrich ist wieder unter den Lebendigen; ist an der Brust seiner treuen Wendelgard, im Kreise seiner getreuen Buchhorner; er ist es, es ist sein Gesicht, seine Stimme, es ist seine ganze Person; — die Rührung, das Entzücken steigt, und ein Strom von Freudenthränen, vermischt mit lautem Jubel, macht den pochenden Herzen Luft.

Der Graf, die Gräfinn, die Diener, die Unterthanen, alles strömt mit bewegter Seele in den Tempel, und mit vereintem Gebete danken sie Gott, dem Erretter aus so vieler Gefahr, dem Geber so großer Freude.

Aber jetzt erst bemerkt Ulrich den Schleyer seiner Wendelgard; mit begieriger Eile fragt er nach seiner Bedeutung; er vernimmt sie, und der keuschen Gattinn würdig willigt er alsbald ein, sich so lange von ihr zu trennen, bis die Kirche über ihre Rechte entschieden hätte.

Es geschah. Der Bischof berief eine Versammlung zusammen, und das Urtheil ward einstimmig gefällt:

„Die Gattinn werde dem Gatten wiedergegeben, der heilige Schleyer aber in der Kirche aufbewahrt, mit der Bedingung, daß Wendelgard ihn wieder anlege, wenn Ulrich vor ihr sterben sollte.“

Allein der umgekehrte Fall trat ein. Wendelgard hatte die Freude ihrer neuen Verbindung nicht lange genossen, da starb sie an den Folgen einer unglücklichen Schwangerschaft noch vor ihrer Entbindung. Mit Mühe wurde noch die Frucht ihres Leibes, ein munterer Knabe, aus der hinscheidenden Mutter durch die gewaltsamste Operation gerettet, und dem traurenden Vater gegeben. Er erhielt den Namen Burkhard, und machte sich nachher unter dem Beynamen des Ungebornen als Abt von St. Gallen bekant. *) Mngr.

horn her, sondern bereiteten sich auch noch in der Ferne, hauptsächlich im Noricum aus, wo die Grafen viele Güter besassen, vermuthlich von ihrem Ahnherrn Gerold erworben, dem Bruder Ulrichs I, und bekannten Schwager Karls.

*) Wem es darum zu thun ist, mit der Genealogie dieses Hauses näher bekannt zu werden, dem ist Trudp. Neugart. Episcop. Constant. zu empfehlen, aus welchem auch diese Erzählung größtentheils geschöpft ist.

Ueber Religions-Gesänge und Lieder, und über die Literatur des Kirchen-Gesanges.

(Beschluß.)

Es liesse sich hier vom Verhältnisse der Religion zur Kunst überhaupt noch etwas sagen. *) Wie die bildende Kunst durch Begränzung im Sichtbaren und Endlichen, würdig gehandhabt, Ausdruck, wenigstens Andeutung werden kann des unsichtbaren Heiligen, im Raum, so in Zeit durch die successiv-wirkende Mittel der Sprache, die Kunst poetischer Rede, daß sie die Gedanken des Heiligen auffaßt, fixirt mit den einfachsten angenehmsten Zeichen, und so aus dem Heiligthume des Herzens heraus eine Dollmetscherinn wird für verwandte Herzen. Wenn schon alles Heilige, ausgesprochen, gewissermaßen entweihet zu werden scheint, und man ohne Uebertreibung annehmen dürfte, das beredteste, lebendigste religiöse Gefühl sey das am wenigsten mittheilbare in Sprache und Laut und Buchstaben zu bindende, so würde dies, wenn man es auf Nichtzuläßigkeit religiöser Poesie anwenden wollte, doch zu viel beweisen, also nichts beweisen, weil dies auch von andern poetischen Gefühlen gilt, und sonach keine Poesie, als die stumme der Empfindung, als die ächte anerkannt werden müßte. Mag auch Zeichen- und Bildersprache, Rede und Ausdruck in der religiösen Poesie noch so sehr unter den Wesen des Göttlichen, das sie als einen Theil innerer Offenbarung, was Religion selbst ist, enthüllen will, bleiben, wenn unter dem Ungesuchten, Natürlichen, Herzlichen, das eben darum auch das so viel möglich Angemessene seyn wird, die Farbe bleibt des Grundes, aus dem es entspringt. So aus dem Gemüthe entquollen, wird es schon religiöse Gemüther finden, mit deren Anschauungen und Erfahrungen es zusammentrifft, die das Mangelnde werden zu ergänzen wissen aus sich selbst; denn was geistig gedichtet ist, will auch geistig gerichtet seyn und empfunden. Nur der Geist verstehet den Geist: aber alles, was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde, Entweihung. So auch bey der Poesie, am meisten der heiligen. — E.

Trost für Viele.

Denjenigen unsrer Zeitgenossen, die, wenn sie lateinisch schreiben müssen, manchmal mit dem ehrlichen Priscian in Kollision kommen, mag zur Beruhigung dienen, daß im zehnten Jahrhunderte, wo man dem goldenen Zeitalter der Römersprache um 900 Jahre näher stand, als jetzt, Erzbischof Andreas von Mailand folgendes Latein schrieb, welches Verri, im ersten Bande seiner Storia di Milano, zum Besten gibt: „Senodochium istum sit rectum et gubernatum per Warimbertus humilis diaconus de ordine sancte mediolanensis ecclesie nepoto meo, et filius bone memorie aribesti de besana diebus vite sue.“ J. K. Höck.

*) In sofern Schönheit eine Bedingung der Kunst ist, kann auch die Frage aufgeworfen werden: „Kommt Schönheit der Religion zu?“ Sinnliche Schönheit freylich nicht, da jene erhaben über alles Irdische ihr Leben und die Wurzel ihres Lebens im Heiligen hat und im Himmlischen. Aber wiefern auch von einer geistigen übersinnlichen Schönheit mit Recht gesprochen werden muß, deren Wesen in Harmonie, Gleichmaß, Ruhe und ungetrübter Heiterkeit besteht; so kommt diese ihr allerdings zu. Ein wahrhaft religiöses Gemüth ist eben darum auch ein schönes Gemüth, in dem der Streit alles Irdischen, der Kampf jeder Lust und Neigung sich aufgelöst hat in die vollkommenste Hingegebenheit und Uebereinstimmung an das Göttliche und mit dem Göttlichen. Was auch seine Form streng und geschlossen oft in der Erscheinung seyn mag, herb wird sie immer seyn. Herbe und Rauhe findet nur da statt, wo zwischen einwohnenden Principien noch Kampf statt findet, und es zur Scheidung noch nicht gekommen ist. Wir reden aber hier allein nicht sowohl von einem nach Religion strebenden, als bey der Religion schon angekommenen, wenn auch in dieser, da ihre Aufgabe einer unendlichen Annäherung fähig ist, nicht vollendeten Karakter. Ein solcher religiöser schöner Karakter war der Karakter des lange genug verketzerten Spinoza, dessen Ethik eigentlich die schönste Selbstbiographie ist, die er verfaßt hat. Weil es ihm nicht mit der Philosophie um ein Begriffespiel oder leeres dialektisches Spiegelgefecht zu thun war, sondern um Realisirung und Aufnahme der Philosophie in sein Leben; so konnte es nicht fehlen: der Forscher der Wahrheit, was er auch irren mochte, und er hat geirrt, verklärte diese durch sein Leben, und beyde, seine Schriften, wie dieses erläutern und ergänzen sich wechselseitig. Ein solcher schöner religiöser Karakter, noch milder als Spinoza's, und weicher, wie seine Grundsätze und Individualität es waren, ist der Karakter Fenelons u. a. Es liesse sich eine Gallerie davon aufstellen, wollten wir die Aushebung verfolgen. Ja selbst einer Panthea, Timoklea, Porcia u. a., möchten wir den schönen religiösen Karakter beymessen, wenn schon keine unmittelbare Beziehung auf ein Aeußerlich-Religiöses vorhanden zu seyn scheint in den allbekannten Aeußerungen und Handlungen, so die Geschichte von ihnen erwähnt. — Religiöse Schönheit dieser Art ist nun allerdings Gegenstand der Darstellung der Kunst, und es ist ihr schönster Triumph, die Macht, die ihr zu Gebote steht, durch alle die sinnlichen Mittel, deren sie sich bedient, wetteifern zu lassen mit dieser übersinnlichen, die sie als Erscheinung auffaßt und als solche darstellt. — Ich kenne nichts Erhabneres, Rührenderes, als was die zeichnende Kunst in diesem Felde geleistet hat; aber auch der redenden sind, der verschiedenen Mittel ungeachtet, deren sie sich bedienen muß, die Wege nicht verschlossen, das Heilige in der Erscheinung einer gottverwandten Seele, die schöne Blüthe des Himmels zu ergreifen, und dem Herzen nahe zu bringen. Ich brauche für beyde Künste von manchen verehrten Namen nur zwey zu nennen: Klopstock und Raphael.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom.

(Neue Kunstwerke.) Ein junger Künstler aus Mainz, Joseph Stieler, hat für die neueingerichtete katholische Leonarduskirche in Frankfurt ein oblonges Altarbild, dessen Figuren kolossale Größe haben, gemacht. Ungeachtet dies die erste größere Arbeit des gedachten Künstlers in diesem Fache ist, so hat er sich doch durch dieselbe Ehre gemacht. Es stellt den heil. Leonardus vor, wie er (nach einer alten Legende), mit einem Strahlenkranz um das Haupt zu einem Gefangenen, der ihn um Hülfe angerufen, in den Kerker tritt, ihm die Freyheit anzukündigen. Auf den Wink des heiligen Mannes löset ein Engel die Ketten des gefangenen Greises, der mit ausgebreiteten Händen die frohe Bothschaft vernimmt. Die Engelgestalt gibt dem Ganzen das wesentlichste Interesse, und spricht das Vorgestellte deutlich aus. Das Bild ist übrigens gut gezeichnet, und mit vieler Kraft der Farbe ausgeführt.

Auf eine nicht gewöhnliche Weise hat Hr. Stieler sich durch viele Schwierigkeiten hindurchringen müssen, ehe er sich die Künstlerlaufbahn, — ohne Unterstützung von außen, bis er nach Würzburg kam, — eröffnen konnte. Durch die Gunst des dortigen Fürsten gelang es ihm nach Wien gehen zu können, von da wandte er sich nach Warschau und Paris. Eine seiner letzten Arbeiten war das sitzende Porträt der Vice-Königinn von Mayland.

Demois. Reinhard, eine deutsche Künstlerinn, die mit vielem Erfolg ihre Neigung zur Mahlerey in Wien und München zuerst ausgebildet hat, hat nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt in Rom auch hier die erste Probe ihres Talentes und Fleisses gegeben in einem einfachgedachten historischen Bilde. Es stellt in einem gothischen Dom die junge Euphrasia vor, welche von ihrer Mutter in ein Kloster geführt war, und auf die Frage der Nonnen: Was ihr das Liebste sey? — ein Kreuz umarmt. Der kindlichreine, innige, unschuldsvolle Blick des sich an das Kreuz schmiegenden und hinaufsehenden kleinen Mädchens ist vortrefflich dargestellt. Drey Nonnen in einer angenehmen Gruppe bezeugen ihre freudige Verwunderung. Im nähern Grunde kniet die betende Mutter der Euphrasia. Das Bild, das etwa 3 Fuß Breite und 4 Fuß Höhe hat, ist wohl durchdacht, hat eine kräftige Farbe, und viele Harmonie. Es macht der Künstlerinn doppelte Ehre, da sie selber die strengste Beurtheilerinn desselben ist.

Unter den Künstlern, die Rom in dieser Zeit verlassen haben oder verlassen werden, ist Hr. Hoier, ein Däne, der sich hauptsächlich, neben andern großen historischen Arbeiten, die anderswo genannt worden sind, mit Darstellungen aus dem Ossian beschäftigt hat. — Er hat sich ein ausgezeichnetes Verdienst erworben in seinen beyden letzten Bildern. Beyde haben lebensgroße Figuren, und sind ganz dazu geeignet in die ossianische Welt zu versetzen. Auf dem einen sieht man Kathmor, den Fürsten von Erin, am Meeresufer sitzen. Düstre Wolken haben den Himmel bedeckt. Erst wälzt im Dämmerungslicht das Meer seine Wogen. Zu dem Krieger kommt Sulmalla seine Geliebte, erschrocken über das Unglück drohende Wetter. Ihr ist's, als habe sie Fingals Schild — das Zeichen zur Schlacht gehört. Sie bittet, Kathmor solle Frieden machen mit Fingal.

Noch gelungener ist das Gegenstück zu diesem Bilde: Kathmor ist zu seinem Herrn gegangen, und hat Sulmalla den Auftrag gegeben, in der Höhle des alten Barden Klomal auf ihn zu warten. — Zwischen Nebeln hindurch streift ein Sonnenstrahl in die Höhle auf den weißgelockten Alten. Seine Harfe schweigt. Ernst blickt er gegen die Luft, Sulmalla, eine liebliche, unschuldsvolle, dabey charakteristische Gestalt, sitzt im Halbschatten vor ihm, und sieht ihn mit forschendem Auge an. Das Gedicht sagt: „Sie sah den Geist noch nicht, den schon der Alte sah.“ Nun wendet man den aufmerksamen Blick gegen den Himmel, und sieht in dem, was man blos für Wolken und Nebel hielt — den gigantesken Umriß — des vorüberschwebenden Geistes. Es ist unmöglich, zugleich mehr Täuschung und Wahrheit, mehr Bestimmtheit und Unbestimmtheit so berechnet zu vereinigen, als in diesem bedeutungsvollen Himmel. Zeichnung, Charakter der Figuren, Spiel des Lichts und des Helldunkels, Harmonie und Kraft der Farbe vereinigen sich, dieses Bild zu einem vorzüglich gelungenen Originale zu machen.

Paris, 27 Juni.

Der Vice-König von Italien wird vermuthlich noch einige Zeit in Frankreich bleiben, und die Kaiserinn Josephine, welche sich seit mehreren Monaten zu Malmaison aufhielt, nach ihrem Schloß Navarre begleiten.

Den nächsten Monat sind einige Feste in Versailles; der Hof selbst soll bald nach Compiegne sich begeben. Nächsten Sonntag den 30. ist große Revüe in den Tuillerien, und Vorstellung der Väter des Conciliums.

Literarische Neuigkeiten gibt es hier sehr wenige, seit einem Monat ist beynahe nur ein merkwürdiges Werk erschienen. Lacretelle liefert ehestens den 5ten Band seiner Geschichte von Frankreich im 18ten Jahrhundert. Diesem soll noch ein sechster und letzter Band folgen.

Zwey neue Bücher verdienen auch in Deutschland recht bekannt zu werden, das eine ist ein annuaire de l'industrie française, wo alle neue Entdeckungen und Vervollkommnungen im Gebiete der Künste und Handwerke enthalten sind, und für letztere wahrhaft unentbehrlich ist; das andre ist la clef du caveau, eine Sammlung von 900 Airs, nach Ordnung ihrer Schlüssel, wornach alle in Frankreich bekannten und noch bekannt zu machenden Lieder gesungen werden können.

Auf den Theatern ist seit einiger Zeit nichts Merkwürdiges erschienen, ausgenommen im Vaudeville, wo gewöhnlich alle Monat zwey neue Stücke gegeben, manche derselben aber bald vergessen werden und liegen bleiben. Dagegen ist nun alles Dichter. Der Oden und sonstigen Gedichte über die Geburt des Königes von Rom gibt es eine solche Menge, daß es schwer seyn würde sie alle aufzuzählen. Die meisten sind Französisch; die übrigen Lateinisch und Italienisch. An manchen ist aber nur der gute Wille zu loben; sie sind matt, und verrathen kein großes Erfindungsgenie. Unter den lateinischen Gedichten zeichnet sich das vom Hrn. Can, ly aus, welcher am gesetzgebenden Korps angestellt ist. Der Plan desselben ist ungleich besser, als in den andern. Der Verfasser sagt darin voraus, daß der Gott des Ozeans eine allgemeine Versammlung der Flußgötter und Nymphen hielt, in welcher ein jeder die Merkwürdigkeiten des Landes erzählt, das es durchirrt. Die Nymphe der Seine zieht vor allen andern die allgemeine Aufmerksamkeit an sich durch die Erzählung der Wunder, die sie an ihren Ufern in Paris gesehen und gehört hat. Durch diese glückliche Dichtung gelingt es dem Verfasser, in schönen Versen, die einen mit dem Alten vertrauten Dichter verrathen, manches schöne Gemählde aufzustellen, und auf eine sinnreiche Art die Geburt des Königes von Rom herbeyzuführen.

Unsre große Oper hat uns mit einer alten und einer neuen Neuigkeit beschenkt. Erstere ist Glucks Oper, Armide, wieder auf die Bühne gebracht; letztere Milons neues Ballet: Der Raub der Sabinerinnen, wo man alles recht schön, und die Kleidung der rohen Gefährten des Romulus nur etwas zu schön findet.